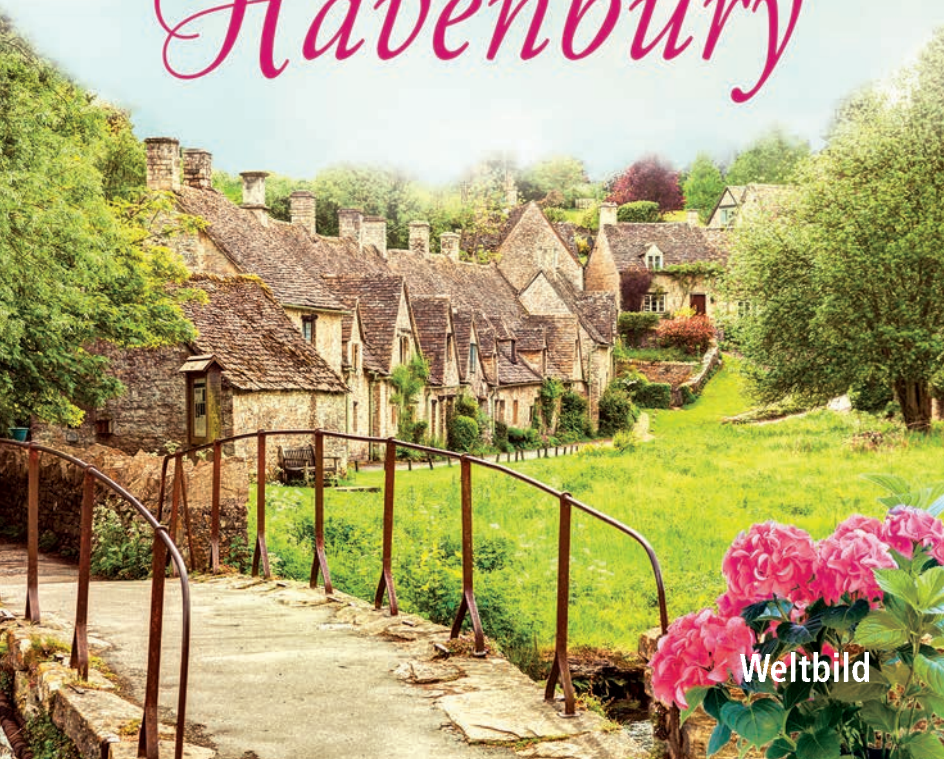




ROSIE HOWARD

*Rückkehr nach
Havenbury*



Weltbild

Rückkehr nach Havenbury

Rosie Howards Vater war im diplomatischen Dienst. So hat sie ihre Kindheit in Internaten verbracht, wurde aber reich entschädigt durch Familienferien an den exotischsten Orten der Welt. Sie hat Musik studiert, als Journalistin gearbeitet und irgendwann begriffen, dass sie sich ihre Welt am liebsten selbst ausdenkt. Seitdem schreibt sie Romane. Sie lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in einem Dorf in West Sussex – in einem Cottage mit einer Kletterrose rund um die Haustür.

Rosie Howard

Rückkehr nach Havenbury

Roman

Aus dem Englischen von
Claudia Krader

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2018 unter dem
Titel *The Homecoming* bei Allison and Busby.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2018 by Rosie Howard
Published by Arrangement with Sarah Waights
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2019 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlick
GmbH, 30161 Hannover
Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay
Redaktion: Ingola Lammers
Übersetzung: Claudia Krader
Umschlaggestaltung: *zeichenpool, München
Umschlagmotiv: www.shutterstock.com (© Nella; © Neirfy; © the palms)
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in the EU
ISBN 978-3-96377-185-9

2022 2021 2020 2019
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

*Für meinen Vater, der immer in einen Buchladen gehen
wollte, um ein Buch von mir zu kaufen.
Das hätte er auch fast geschafft.*

Maddy näherte sich dem Kreisverkehr am Ende der Stadt. Da begann es.

Das bläuliche Licht der Morgendämmerung, das ihre Fahrt zum Krankenhaus begleitet hatte, war inzwischen dem hellen Sonnenschein eines schönen Herbstvormittags gewichen. Die Blätter an den Bäumen entlang der Straßen von Havenbury Magna strahlten in leuchtenden Farben vor dem wolkenlosen Himmel. Die Luft war frisch, und der morgendliche Berufsverkehr hatte bereits nachgelassen. Auf den Gehsteigen grüßten sich Fußgänger, die ihren täglichen Besorgungen nachgingen. Hier gab es nichts, was Angst machte. Nirgendwo ein Monster, das sich im Dunkeln verbarg. Keine namenlosen Schrecken.

Dennoch. Als sie an den Docks vorbeifuhr und rechts abbog, wo eine steile High Street bergauf führte, wurde ihr die Brust eng, und der Atem stockte. Fest umklammerte sie das Lenkrad und konzentrierte sich auf die Burgruine oben auf dem Hügel.

Langsam ein- und ausatmen. Entspannen. Ganz ruhig bleiben. Doch es half nichts. Kalter Schweiß bedeckte ihren Körper, und ihre Beine zitterten, während sie in die schmale Gasse abbog, die zum kleinen Parkplatz hinter dem *Havenbury Arms* führte. Sie stellte den Wagen ab und zog die Handbremse an. Schluchzend und nach Luft ringend legte sie ihren Kopf aufs Lenkrad und wartete, dass die Panikattacke vorüberging. Schließlich ließ sie das blanke Entsetzen aus den Fängen. Schwach und verheult kam sie wieder zu Sinnen.

Genau deswegen bin ich nie zurückgekommen, dachte sie und wischte ihre feuchten Hände am T-Shirt ab. Dann kletterte sie wackelig aus dem Auto.

Zitternd stand Maddy draußen, sah sich um und konzentrierte sich auf ihre Füße. Die kühle Luft stach in ihre Lungen, während sie langsam und konzentriert ihre Atemfrequenz senkte. Sie war froh, dass man sie von der Straße aus nicht sehen konnte.

Auf dem Parkplatz standen bereits andere Fahrzeuge, ein dreckiger alter Geländewagen und ein schnittiger, blauer neuer Wagen, in dem ein frisch gebügeltes Hemd an einem Haken über dem Rücksitz hing. Es durften eigentlich nur Kunden hier parken, aber ein paar Einheimische nutzten die Zeiten, in denen der Pub geschlossen war, und sparten sich so die horrenden Gebühren auf dem großen Gemeindeparkplatz. Das ärgerte Patrick, den Wirt des Pubs, ungemein.

Maddy straffte sich entschlossen, wischte sich immer noch zitternd den kalten Schweiß von der Oberlippe und schloss das Auto ab.

Sie betrat das Haus durch den Hintereingang. Alles schien wie immer, doch irgendetwas stimmte nicht. Sofort bemerkte sie den Grund für ihre Beunruhigung. Jemand war in der Bar. Zwei Menschen. Sie unterhielten sich laut, also fühlten sie sich offensichtlich berechtigt, dort zu sein. Was keinesfalls so war.

»Natürlich waren das mal zwei Gasträume«, sagte die eine Stimme selbstbewusst. »Doch die Bar rauszunehmen und die Wand wieder einzuziehen ist keine große Sache. Ich bin der Erste, der zugibt, dass ein paar Verbesserungen nicht schlecht wären.«

Der zweite Mann antwortete etwas, das sie nicht verstand. Sie lugte durch die Küchentür und erspähte am Ende der Theke den kahlen Kopf von Dennis, der kaum über den Rand ragte.

»Ich weiß ja nicht, wie Ihr Zeitplan aussieht«, sagte er zu dem Mann außerhalb von Maddys Gesichtsfeld. »*Top Taverns* erwartet jedenfalls, dass alles spätestens bis Silvester geregelt ist. Ich glaube aber, es wird eher ein paar Monate dauern, wenn ich ehrlich bin«, fügte er leiser hinzu.

»Und wie will *Top Taverns* das anstellen?«, wollte Maddy wissen und kam in die Bar.

»Was zum Teufel ...?«, regte Dennis sich auf, als sie vor ihm stand und auf ihn hinabsah. Sie war mindestens fünfzehn Zentimeter größer als er.

»Ach, Maddy, richtig?« Er sah sie nervös an. »Tut mir leid, das mit dem alten Patrick. Schlimme Sache.«

»Er ist jedenfalls noch am Leben. Und bisher haben Sie ihn nicht besucht. Weil Sie viel zu beschäftigt damit waren, sich hier breitzumachen. Das ist ein starkes Stück angesichts der harten Arbeit, mit denen er Ihre Taschen füllt.«

»Na ja, nicht nur meine Taschen offensichtlich. Obwohl ich Patrick als loyalen Partner von *Top Taverns* sehr schätze.« Dennis plusterte sich ein bisschen auf. »Außerdem finde ich nicht, dass ich mich *hier breitmache*. Schließlich bin ich der zuständige Verantwortliche für diesen Pub, wie Sie sehr gut wissen, obwohl ich Sie lange nicht mehr gesehen habe.«

Das war ein Treffer, konstatierte Maddy. Doch sie musste zugeben, dass sie den verabscheuungswürdigen Dennis seit jenem Sommer vor drei Jahren nicht mehr zu Gesicht bekommen hatte.

»Ich werde Ihre eiligen kurzen Besuche dagegen nicht so schnell vergessen. Es ist ziemlich interessant, dass Sie auf einmal über Renovierungsarbeiten sprechen. Ich kann mich nicht erinnern, dass *Top Taverns* jemals etwas gegen den schlechten Zustand unternommen hätte.« Sie erinnerte sich gut an die abblätternde Wandfarbe und den undichten Abfluss, der unschöne Spuren hinterlassen hatte.

»Ich bin mir sicher, Sie wissen, dass Patrick in seinem Mietvertrag alle Instandhaltungskosten übernommen hat.« Dennis war völlig klar, dass Maddy das nicht wissen konnte. »Und ich bin mit Ihnen völlig einig, dass in dem Gebäude einiges passieren muss. Ich habe ihn bereits darauf hingewiesen. Vor allem, weil sein Mietvertrag ausläuft.«

»Ausläuft?«

»Ja.« Jetzt hatte er sie. »Patricks Vertrag läuft Ende des Jahres aus. Wir könnten ihn natürlich erneuern, aber ...« Er machte eine vage Handbewegung. Das Unausgesprochene hing in der Luft.

Nicht bereit, Dennis glauben zu lassen, er hätte diesen Punkt gewonnen, wechselte Maddy das Thema. »Wer zum Teufel sind überhaupt Sie?«, fragte sie, wandte sich an den anderen Mann und nahm ihn in Augenschein.

Ihre Wut schien ihm nichts auszumachen. Seltsam. Er stützte sich lässig mit einem Ellbogen auf die Theke und musterte sie mit einem anerkennenden Lächeln. Es war nicht ganz klar, ob er sich über ihre Wut amüsierte oder ob sie ihm einfach gefiel.

Letzteres bezweifelte sie allerdings eher. Sie trug noch die Jeans und das Flanellhemd, das sie bereits auf der Nachtfahrt von London hierher angehabt hatte, als sie so schnell wie möglich an Patricks Bett kommen wollte.

Das Hemd war ein altes von Simon und bei der Wäsche eingelaufen. Sie hatte die Ärmel hochgekrempelt. Auf ihren langen, schlanken Unterarmen verblasste die Bräune des Sommers. Die Beine ihrer Hüftjeans endeten über den Knöcheln. An den bloßen Füßen trug sie alte, lederne Bootschuhe, für Socken war keine Zeit gewesen. Weil sie sich beobachtet fühlte, schob sie sich das lockige braune Haar aus dem Gesicht, das sofort wieder zurückrutschte. Es hing ihr wie die Mähne eines Shetland-Ponys über ein Auge.

Nach einer sorgenvollen und schlaflosen Nacht und der Panikattacke war es um Maddys Nervenkostüm nicht gut bestellt. Ungeduldig wischte sie sich die Tränen aus den Augen und tat dabei so, als rieb sie ihr Gesicht. Es musste niemand sehen, wie sie sich fühlte.

»Wie die Dame es bereits sagte«, sprach der Fremde entspannt weiter und wandte sich diplomatisch an Dennis. »Es sieht so aus, als wären die Berichte von Patricks Dahinscheiden übertrieben gewesen. Also sind wir beide hier überflüssig.«

»Okay.« Dennis zögerte, doch er hatte keinen Einfluss mehr auf den Verlauf der Unterhaltung. »Ich muss sowieso zurück ins Büro. Wenn es Ihnen also recht ist«, er nickte dem Mann zu. »Dann treffen wir uns zu einem anderen Zeitpunkt noch einmal.« Ohne Maddy eines Blickes zu würdigen verließ er die Bar und fummelte dabei mit seinem Smartphone herum.

»Ben Faraday«, stellte sich der Mann endlich vor und reichte Maddy seine rechte Hand. Trotz der braunen Locken, die ihm ins Gesicht fielen, wirkte er kein bisschen feminin. Im Gegenteil. Seine Bräune war offensichtlich an der frischen Luft erworben. Er sah taff und sportlich aus.

Maddy nahm die Hand, die so groß war, dass ihre völlig darin verschwand. Sie musste sich zusammenreißen, um nicht zu testen, ob sich sein Bizeps ebenfalls groß und fest anfühlte.

»Arschloch«, erklang da eine drohende Stimme aus dem Hintergrund.

Die beiden schreckten hoch.

»Dennis?«, fragte Maddy unsicher und sah zur Tür, durch die er gerade verschwunden war.

»Knackarsch«, stellte die Stimme fest.

»Pirat.« Ben lachte.

»Ach herrje«, rief sie, ging hinüber und zog die Decke vom Käfig. »Hallo, Pirat, du schräger Vogel!«

Der Papagei Pirat war froh, dass die Decke weg war. »Hallo«, entgegnete er, als ob er kein Wässerchen trüben könnte. »Noch Tee, Herr Pfarrer?«, fragte er und trippelte über die Laufstange in seinem Käfig. Dann neigte er den Kopf schief und sah Maddy wachsam an.

»Er lebt in der Bar?«, wunderte sie sich. »Das war früher nicht so.«

»Viele Jahre musste er wegen dem Rauch draußen bleiben. Doch jetzt darf ja nicht mehr geraucht werden, also dachte Patrick, der Vogel könnte ihm ruhig Gesellschaft leisten. Na ja, ruhig ist er ja nicht gerade. Und sein Wortschatz hat anscheinend ein wenig gelitten.«

»Das glaube ich nicht. Er flucht wie ein Bierkutscher, seit ich ihn kenne. Am Umgang kann's nicht gelegen haben.« Maddy kraulte Pirat am Kopf, der näher kam und genießerisch die Augen verdrehte. »Wir haben uns damals gefragt, ob er vielleicht das Tourette-Syndrom hat.«

»Tippi toppi Popo«, kommentierte Pirat, der ihre These offensichtlich stützen wollte.

»Das mit Patrick tut mir leid«, sagte Ben. »Wie geht es ihm denn?«

»Wie gut kennen Sie ihn eigentlich?«

»Er ist ein Freund. Gestern Abend war ich nicht da und hab deswegen erst heute Morgen erfahren, dass er krank ist. Ich bin eigentlich hergekommen, weil ich wissen wollte, ob ich irgendwie helfen kann. Da bin ich dann auf den Prachtkerl Dennis getroffen. Charmantes Kerlchen, nicht wahr?«

»Patrick geht es überhaupt nicht gut. Er hat mich gebeten, dafür zu sorgen, dass der Pub wie immer aufmacht«, sagte sie und begleitete Ben Richtung Hintertür. »Ich würde mich gern länger mit Ihnen unterhalten, doch das geht leider nicht. Es ist zu viel zu erledigen.«

Schließlich standen sie in dem kleinen Hinterhof. Wegen der vielen Bierkästen, die dort herumstanden, kam ihr Ben für ihren Geschmack viel zu nahe. Ungeduldig wollte sie ein Fass mit dem Fuß zur Seite schieben.

»Aua«, quietschte sie, als ihr Fuß dagegen knallte. »Verdammt.« Sie begann laut, heftig und mit einem Wortschatz zu fluchen, bei dem selbst ein alter Seemann erblasst wäre, weil ihr das ganze Bein wehtat.

»Ah ja, anscheinend kann nicht nur Pirat gut fluchen«, stellte Ben ungerührt fest, der wartete, bis ihr die Puste ausging. »Interessante Variante von Masochismus.«

»Ich dachte, das wäre leer«, murrte sie und rieb sich den Fuß. »Normalerweise stehen da die Fässer, die wieder abgeholt werden. Ach, zur Hölle damit, die müssen heute Morgen gekommen sein, als keiner da war, um den Keller aufzuschließen.

Normalerweise räumt der Fahrer die gleich nach unten. Zumindest hat er die leeren mitgenommen.«

»Geben Sie mir den Schlüssel für den Keller«, meinte Ben und rieb sich die Hände.

»Nein, also wirklich nicht. Sie können doch nicht ...«

»Doch, wirklich. Und ich kann auch. Wenn nicht Ihretwegen, dann für Patrick.«

»Okay, in Ordnung«, sagte Maddy unfreundlich, obwohl sie sehr erleichtert war. Die vollen Fässer waren sehr schwer. Sie konnte sie immer nur ein paar Zentimeter verschieben, wenn sie ein leeres Fass an der Steigleitung ersetzen musste. Sie über die Rampe in den Keller zu wuchten war ohne zusätzliche Muskelkraft praktisch unmöglich.

Sie holte den Schlüssel von seinem Platz am Nagel hinter der Tür und öffnete die Falltür. Da sie ihre Füße schonen wollte, überließ sie Ben alles Weitere und ging in die Bar, um sich ein Bild zu machen.

Im Gegensatz zu früher, als sie sich im Pub Geld für ihr Studium verdient hatte, schien dort lange nicht mehr ordentlich geputzt worden zu sein. Die Gläser waren gespült, sahen aber bei näherem Hinsehen schmutzig aus. Das hätte Patrick nie durchgehen lassen.

Die lange Holztheke fühlte sich klebrig an, weil viel zu oft mit demselben feuchten Lappen darübergewischt worden war. Die Stühle, die sie früher einmal pro Woche feucht gesäubert hatte, waren komplett eingestaubt. Sie musste dringend gründlich putzen. Doch bis sie dafür Zeit hatte, rückte sie sie erst einmal zurecht, verteilte ein paar Bierdeckel auf dem Tresen und prüfte, ob alle Zapfhähne liefen.

Als sie nach draußen ging, um nach Ben zu sehen, war der

gerade dabei, das letzte Fass an seinen Platz zu befördern. Das Haar hing ihm ins Gesicht, doch sonst konnte sie keine Spur von Anstrengung entdecken. Sie war beeindruckt. Davon abgesehen, dass sie das alleine gar nicht geschafft hätte, wäre sie hinterher dreckig, verschwitzt und knallrot im Gesicht gewesen.

»Ich glaube, Sie haben sich eine Tasse Tee verdient.«

»Das wäre nett.« Er richtete sich auf und strahlte sie an.

»Earl Grey, Jasmin oder Lapsang Souchong?«

»Normaler Schwarztee, wenn's geht.«

»Milch? Zucker? In einem großen Becher mit einer nackten Frau drauf?«

»Stark, mit Milch, ohne Zucker. Das mit dem Becher klingt interessant ...«

Maddy suchte in der Küche herum, fand Teebeutel, zwei einigermaßen saubere Becher und einen Rest noch genießbare Milch.

»Woher kennen Sie Patrick?«, wollte sie wissen, während sie an ihrem Tee nippte.

»Das könnte ich Sie auch fragen.«

»Könnten Sie. Doch genau genommen habe ich zuerst gefragt. Aber weil Sie mir geholfen haben ... Patrick ist ein alter Freund meiner Mutter. Außerdem hat er sich während meines Studiums hier um mich gekümmert.«

»Ah, dann waren Sie auf dem College. Sieht nicht so aus, als seien Sie schon lange fertig.«

Sie war überhaupt nicht fertig und hatte keinen Abschluss. Also wich sie geschickt aus. »Ich bin vor ungefähr drei Jahren von hier weg und habe in London meine eigene Firma.«

»Sehr gut. Sie sind also eine erfolgreiche junge Unternehmerin.«

»Na ja, erfolgreich nicht gerade. Und reich erst recht nicht«, gestand sie ein.

Simon, ihr geschäftlicher und privater Partner, versuchte sie jedes Mal dazu zu bringen, es *ein bisschen aufzublasen*, wenn sie mit potenziellen Kunden sprach.

»So, jetzt sind aber Sie dran.«

Ben umklammerte seinen Teebecher. »Der Pub ist praktisch meine Stammkneipe, seit ich vor ein paar Jahren wieder hierher gezogen bin. Außerdem ist Patrick ein guter Kerl. Es war eine Rückkehr zu meinen Wurzeln. Ich habe Freunde aus Kinderzeiten in der Stadt, also fühlt es sich wie Heimat an. Im *Havenbury Arms* habe ich fast meine gesamte schreckliche Teenagerzeit verbracht und mich entsprechend benommen. Das dauerte eine Weile, und Patrick war sehr tolerant. Für mich war er irgendwie eine Mischung aus Vaterersatz und coolen Onkel. Zurückgekommen bin ich wegen dem College.«

»Sie sind ein bisschen zu alt für einen Studenten, oder?«

»Zweiunddreißig. Noch nicht jenseits von Gut und Böse, wie ich hoffe. Aber Student bin ich nicht mehr, sondern Dozent, wenn es das besser macht.«

»Entschuldigung, ich wollte wirklich nicht unhöflich sein. Mein Benehmen leidet ein bisschen, wenn ich müde bin. Welches Fach?«

»Psychologie.«

»Am College von Havenbury Magna, richtig?«

»Genau. Sie auch?«

»Hm«, machte Maddy. »Ich war auch da. Wirtschaft und Marketing. Komisch, dass wir uns nie getroffen haben.«

»Eigentlich nicht. Vor drei Jahren war ich bei der Armee.«

Völlig andere Baustelle. Der Campus hier ist nett. Viel besser als in einer Großstadt. Übersichtlich.«

»Das hat mir auch gefallen«, gab Maddy zu. »Die Studentenheime allerdings waren total grottig und heruntergekommen.«

»Die gibt's nicht mehr. Nachdem Sie weg waren, gab es eine Riesenspende. Die alten Häuser wurden abgerissen und neu gebaut. Alle Zimmer mit eigenem Bad und so. Ich hab allerdings noch keins von innen gesehen«, fügte er schnell hinzu.

Das war ein Schock. Sich vorzustellen, dass der Schauplatz ihrer Alpträume nicht mehr existierte. Sie sollte sich das ansehen – oder lieber doch nicht.

Ben starrte sie an.

Sie riss sich zusammen. »Aha, also Psychologie? Hört sich interessant an.«

»Stimmt. Aber eigentlich studiere ich auch noch. Ich bin unter anderem hier, um zu promovieren.«

»Wenn Sie mir sagen, über welches Thema, verstehe ich das?«, fragte Maddy interessiert.

»Ich bin mir sicher, sonst wäre ich ein schlechter Dozent.« Ben lachte. »Ich möchte Sie nicht mit Einzelheiten langweilen. Meine Doktorarbeit ist eine Fortsetzung der Studien, die ich bei der Armee begonnen habe. Strategien für frühe Interventionen und das Verhaltensmanagement beim posttraumatischen Belastungssyndrom.«

»PTBS?«

»Genau. Ich untersuche im Besonderen die Auswirkungen von Hypnose auf Dissoziative Amnesien.«

»Also geben Sie den Menschen durch Hypnose ihre Erin-

nerungen zurück«, schloss Maddy. Ein Schaudern durchlief sie. Sollte Ben das gemerkt haben, ließ er es sich nicht anmerken. Genauso, wie er ihr Zittern ignoriert hatte, als sie vorhin mit Dennis gesprochen hatte.

»Ja«, fuhr er fort. »Im Feldeinsatz habe ich angefangen, mich für diese Phänomene zu interessieren. Für die geistige Gesundheit meiner Männer fand ich es wichtig, ihnen sofort eine Hilfestellung anzubieten. Ich hielt es für wahrscheinlich, dass das die Anzahl derer reduzieren würde, die Schwierigkeiten mit der Verarbeitung ihrer Erlebnisse haben könnten.«

»Ihre Männer?«

»Ich war Offizier, Major. Man fühlt sich verantwortlich für seine Leute, weil ... na ja, weil man für sie verantwortlich ist«, ergänzte er und fuhr sich über die Stirn. »Aber genug davon. Müssen Sie nicht das Lokal aufmachen?«

Sie sah auf die Uhr. »Schaut so aus. Keine Ahnung, wo die Angestellten bleiben. Oder hat Patrick alles alleine gemacht?«

»Da gibt es einen Typen namens Kevin.«

»Kevin Brown?«

»Kann sein, sicher bin ich aber nicht. Ist er ein Freund?«

»Nein«, sagte sie schroff, wandte sich ab und fummelte mit einem Geschirrtuch herum.

Zur Mittagszeit herrschte ziemlicher Trubel. Viele der Stammgäste wussten bereits, dass Patrick krank war. Die anderen erfuhren es jetzt.

Kevin hatte offensichtlich entschieden, dass es okay war, einen Tag freizunehmen. Also musste Maddy nicht nur die Getränke servieren, sondern auch gleichzeitig Fragen abwehren, auf die es keine Antworten gab. Um sie zu umgehen, stellte sie lieber selbst welche und erfuhr, dass sich in den letzten Monaten Patrick in der Küche um das Essen gekümmert hatte, während Kevin draußen mehr oder weniger allein die Bar schmiss.

Außerdem fiel ihr auf, dass Kevin offenbar keine allzu große Fangemeinde besaß. Das wunderte sie nicht.

Inzwischen war Maddy erschöpft. Der Anruf vom Krankenhaus hatte sie um zwei Uhr nachts geweckt. Deswegen fiel die Begrüßung von Bekannten, die sie drei Jahre nicht gesehen hatten und sich freuten, für ihren Geschmack zu nüchtern aus. Leider wollten alle wissen, was sie gemacht hatte, seit sie das letzte Mal in Havenbury Magna gewesen war. Und dieses Ereignis wurde auch noch mit Patricks Krankheit verknüpft, obwohl dazwischen Jahre lagen. Die Leute schienen ziemlich darauf bedacht, die Geschichten ordentlich breitzutreten.

Die viele Arbeit bewahrte Maddy vor langen Gesprächen über unangenehme Themen. Doch Linda, ihrer freundlichen ehemaligen Dozentin, konnte sie nicht entkommen. Diese

nahm sie diskret zur Seite, als Maddy den sicheren Platz hinter dem Tresen verlassen musste, um schmutzige Gläser einzusammeln.

»Maddy, wie geht es dir? Du hast dich nicht gemeldet, obwohl du mir das versprochen hattest.«

Maddy wurde rot. »Hallo, Linda. Ich weiß. Tut mir leid.«

»Ich war so enttäuscht«, fuhr Linda fort. »Du hättest deine Abschlussarbeit fertig machen müssen, wie wir es damals besprochen hatten. Deine Noten waren so gut. Sogar ohne die letzten Prüfungen hättest du mit einer durchschnittlichen Note bestanden.«

»Ja, ich weiß. Aber so ist das Leben eben.« Maddy lächelte strahlend. »Ich muss eben mal ...« Sie verschwand wieder hinter dem Tresen.

Hätte sie doch bloß nicht an einer so kleinen, heimeligen Uni studiert. Was ihr und ihrer ängstlichen Mutter damals wie ein Geschenk des Himmels erschienen war, bescherte ihr jetzt die Hölle. Innerhalb von drei Jahren hatten die Menschen nichts vergessen. Gar nichts. Nicht mal annähernd.

Endlich waren die Mittagskunden weg. Als Maddy gerade die letzten Gläser in den Geschirrspüler räumte, hörte sie, wie die Eingangstür aufging.

»Wir haben geschlossen, tut mir leid«, rief sie, ohne sich umzudrehen.

»Was? Gibt es nicht mal einen Becher Tee für mich?«

»Ach, Sie sind's.«

»Freuen Sie sich ein bisschen mehr, mich zu sehen, wenn ich Ihnen verrate, dass ich gekommen bin, um Sie ins Krankenhaus mitzunehmen?«, fragte Ben.

»Nicht unbedingt. Ich hab ja selbst ein Auto. Wie wäre ich denn sonst hier hergekommen?«

»Sie sehen erschöpft aus.« Ohne ihre Unfreundlichkeit zu beachten, nahm er ihr das feuchte Tuch ab, mit dem sie herumschlich und die Tische abwischte. »Ganz eindeutig sind Sie viel zu müde, um selbst zu fahren. Und ich wollte Patrick sowieso besuchen.«

»Ach so. Na gut.« Erleichtert ließ Maddy sich auf einen Stuhl fallen und rieb ihren Knöchel.

»Ist das von dem Tritt gegen das Fass heute Vormittag?«

»Ja. Es ist nicht sehr taktvoll, mich daran zu erinnern.« Verschämt stellte sie fest, dass man die hässliche dunkelrote Narbe gut sehen konnte. Sie zog das Hosenbein herunter und stellte den Fuß auf den Boden. Hoffentlich hatte er nichts bemerkt.

Vergebens. »Ah, eine Kriegsverletzung. Sie haben eine Metallplatte da drin, richtig?«

Sie nickte. Plus eine halbe Eisenwarenhandlung, dachte sie.

»Muss übel gewesen sein, wenn es jetzt noch wehtut. Sieht so aus, als ob es ein paar Jahre her wäre.«

Warum hielt er nicht einfach die Klappe? »Drei, um genau zu sein. Wie ich schon sagte, alles okay.«

»Gut.« Er ließ es auf sich beruhen. »Gehen wir?«

Maddy hatte Ben eher für einen Geländewagenfahrer gehalten. Deswegen war sie überrascht, als er sie zu einem dunkelgrünen, alten, offensichtlich gehegten und sehr gepflegten Sportcoupé führte.

»Meine große Schwäche. Für den Alltag habe ich einen Geländewagen. Um die Wahrheit zu sagen, kann ich mit dieser

kleinen Schönheit nicht mal bis zu meinem Cottage fahren. Die Straße ist so schlecht, dass der Auspuff abfallen würde.«

»Sie? Wollen Sie damit sagen, dass sie auch einen Namen hat?«

»Um Himmels willen, nein. Das ginge dann doch zu weit.«

Sie stiegen ein.

»Wie haben Sie eigentlich erfahren, dass Patrick im Krankenhaus ist?«, wollte Ben wissen, als sie endlich auf der Hauptstraße waren.

»Ich wurde angerufen.«

Maddy erinnerte sich noch genau, wie sie mit Herzklopfen hochgeschreckt war, als das Telefon in ihrem Schlafzimmer klingelte. Bis sie den Hörer in der Hand hatte, hielt die Panik sie bereits fest im Griff.

Meine Mutter, dachte sie, ein Autounfall. Sie liegt im Koma. Oder sie ist bereits tot.

Dann fiel ihr im Dunkeln auch noch der Hörer aus der Hand. Doch als sie sich meldete, hörte sie eine Frauenstimme am anderen Ende der Leitung.

»Sind Sie die nächste Angehörige?«, fragte Ben.

»Nein. Zumindest glaube ich das nicht. Ich kenne aber den Rest der Verwandtschaft nicht. Abgesehen von einer ziemlich alten Schwester aus Pontefract. Der ging es schon nicht gut, als ich zum letzten Mal von ihr hörte, und das ist drei Jahre her. Möglicherweise lebt sie nicht mehr.«

Ihr schlechtes Gewissen regte sich. Patrick sollte nicht auf eine sogenannte Freundin angewiesen sein, die sich jahrelang nicht um ihn gekümmert hatte. »Er ist eine Art Großvater eher halber für mich. Ich habe mich bei ihm gemeldet, als ich hier aufs College kam. Da hat er sich um mich gekümmert.

Das ist alles. Nein, das stimmt so auch nicht. Wir sind gute Freunde geworden.«

Ben nickte, ganz in Gedanken versunken.

»Deswegen kann ich auch nicht seine nächste Angehörige sein, oder?«, fragte Maddy.

Sie sollte eigentlich ihre Mutter benachrichtigen, fiel ihr ein. Das war jedoch ein Telefonat, auf das sie wenig Lust hatte.

»Für medizinische Notfälle kann ein Patient praktisch jeden als nächsten Angehörigen benennen«, erklärte Ben. »Trotz seiner Schmerzen sind Sie ihm offensichtlich als Erste eingefallen.«

Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Er hatte jemand Besseres als sie verdient. Wenn sie es sich so überlegte, war Ben ganz klar ein besserer Freund von Patrick als sie. Kein Wunder, dass er sie ausfragte. Bestimmt wunderte er sich, warum Patrick nicht seinen Namen genannt hatte. Doch wenn er neugierig war und mehr erfahren wollte, ließ er sich das nicht anmerken. Zumindest im Moment nicht.

Ben bog auf die Straße zum Krankenhaus ab. »Soll ich Sie am Haupteingang rauslassen, oder wollen wir zusammen hingehen?«

»Lieber zusammen«, sagte Maddy schnell. »Ich meine, ich weiß gar nicht, wo er jetzt liegt. Sonst verpassen wir uns womöglich.«

»Gutes Argument.« Er lächelte sie an.

Zu Maddys Erleichterung befand sich Patrick auf der kardiologischen Station. Als sie ihn heute Morgen getroffen hatte, lag er bereits eine lange Zeit auf einer Bahre in der Notauf-

nahme. Vor Schmerzen hatte er ganz grau und erschöpft ausgesehen.

Als die beiden auf der Station ankamen, schlief er allein in der Wachstation mit vier Betten.

»Gehören Sie zur Familie?«, wollte eine irische Krankenschwester wissen, als sie vor der Glasscheibe standen und sich fragten, ob sie einfach hineingehen durften.

»So ungefähr«, antwortete Maggie. »Ich bin seine Paten-tochter.«

»Dann sind Sie der Schwiegersohn.« Sie wandte sich an Ben.

»Wenn überhaupt, dann der Patenschwiegersohn«, meinte Ben. »Aber wir gehören nicht zusammen«, fügte er entschuldigend hinzu und wies mit dem Kopf in Richtung Maddy.

»Na gut, tut mir leid. Jedenfalls sind Sie die Familie.« Sie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder Maddy zu. »Sie möchten sicher mit dem behandelnden Arzt über Ihren Vater sprechen.«

Maddy warf Ben einen warnenden Blick zu, damit er nichts sagte. Der blickte nur weiter konzentriert geradeaus. »Das wäre super.«

»Sie nicht«, sagte die Krankenschwester über die Schulter Richtung Ben, während sie Maddy am Arm packte und wegführte.

Als Maddy zurückkehrte, war Patrick wach und lachte über eine Bemerkung von Ben, der entspannt auf dem leeren Nachbarbett saß.

»Maddy, Liebes«, sagte Patrick und streckte ihr die Arme entgegen, um sie zu küssen.

Er sah frischer aus, nicht mehr so grau wie in der Nacht zuvor. Aber sehr viel älter, als sie ihn in Erinnerung hatte. Die Falten in seinem Gesicht wirkten tiefer. Sein dichtes, nach hinten gekämmtes Haar war inzwischen fast komplett weiß. Trotzdem war er immer noch ein gut aussehender Mann.

Sie umarmte ihn fest und erschrak, als sie spürte, wie knochig seine breiten Schultern geworden waren.

»Du siehst besser aus«, meinte sie munter, als sie ihn wieder losgelassen hatte.

»Fühl mich auch so«, erwiderte er etwas zu munter. »Mir hat gar nicht gefallen, wie diese strenge Schwester in der Notaufnahme dich hierher zitiert hat. Viel zu viele Umstände. Und jetzt hat wohl auch noch der Doktor ein Drama aus dem Ganzen gemacht.«

»Das Ganze war ein Herzinfarkt«, sagte sie tadelnd. »Es hat keinen Zweck drum herum zu reden. Du brauchst mich hier. Der Arzt sagt, du musst operiert werden und brauchst hinterher ein paar Wochen Erholung.«

»Das geht nicht. Dieser verdammte Prolet von Dennis war in letzter Zeit eine ziemliche Landplage.«

Ben und Maddy sahen sich an und waren sich einig, Dennis' Besuch in der Bar für sich zu behalten.

»Tja.« Patrick sah auf seine Hände. »Ich muss dem lästigen Quälgeist wohl ein bisschen um den Bart gehen, damit mein Pachtvertrag erneuert wird. Wir kommen nicht besonders gut miteinander aus ...«

»Warum?«, wollte Maddy wissen. »Außer, dass er offensichtlich ein lästiger Stinker ist.«

Patrick lächelte sie schwach an und sah dann weg. »Ich kann nicht behaupten, dass wir einen Mörderumsatz ma-

chen«, gab er zu. »Ich rei mir den Arsch auf, aber es kommt wenig Kohle rein. Und *Top Taverns* will mir die Pacht erhöhen. An den Umsatzzahlen können die das nicht festmachen, also droht er damit, dass er einen neuen Pächter sucht. Blödmann.« Er sah traurig aus. »Ich vermute allerdings, dass sie eine Nutzungsänderung auf Wohnbebauung anstreben und das Teil verkaufen wollen. Das Grundstück ist groß und ziemlich wertvoll.«

Maddy nickte und bemerkte mit Schrecken, dass er wieder ganz blass wurde.

»Das ist alles kein Problem«, versicherte sie ihm. »Ich versuche, das zu regeln, wenn du mir versprichst, dass du alles tust, was die Ärzte dir sagen.«

»Tut mir leid, dass du wegen mir zurückkommen musstest, Maddy. Ich weiß, dass du das nicht freiwillig gemacht hast.«

»Doch«, versicherte sie ihm und wick Bens neugierigem Blick aus. »Es tut mir nur leid, dass ich mich nicht öfter bei dir habe blicken lassen«, sagte sie, obwohl sie beide wussten, was los war. »Ich wäre ja gern gekommen, aber die Firma, die ganze Arbeit ... Du weit ja, wie das ist. Ich hatte so viel zu tun.«

»Und jetzt muss das alles warten, weil du dich um die Probleme eines alten Trottel kümmern musst«, stellte Patrick traurig fest.

Bis Ben Maddy zurück zur Bar gebracht hatte, war es so spät, dass sie keine Zeit mehr hatte, zu Hause bei Simon anzurufen. Sie musste zusehen, wie viel von der Putzerei sie schaffte, bevor die ersten Gäste kamen.

Zuerst machte sie Feuer im Kamin, dann fllte sie eine

Schüssel mit heißer Lauge, nahm ein Tuch und arbeitete sich methodisch durch die ganze Bar. Sie wischte über Stühle, Fensterbretter, Regale und Bilderrahmen. Schnell sah das Wasser dunkelgrau aus.

Als Maddy mit dem Schankraum fertig war, wollte sie sich gerade dem Nebenzimmer zuwenden. Da quietschte die Tür, und eine dünne Person schlich sich im Zwielficht herein.

»Kevin, wie schön, dass du mich mit deiner Anwesenheit beehrst.« Maddy hoffte, der Sarkasmus überspielte das nervöse Zittern in ihrer Stimme.

»Hm«, machte er und sah sie an. »Ah, du bist das«, stellte er fest.

»Ich nehme mal an, du bist zur Abendschicht gekommen«, fuhr sie fort. »Eigentlich habe ich dich schon heute Mittag erwartet.«

»Hatte zu tun«, murmelte Kevin.

Sie wartete auf eine weitere Erklärung. Vergeblich.

Missmutig begann Kevin, Flaschen mit Tonic aus einem Kasten zu nehmen und ins Regal zu stellen.

Überrascht stellte Maddy fest, dass ihre Nervosität über das Zusammentreffen mit ihm sich in eine leichte Irritation wandelte. Wegen Patrick. Dieses Gefühl war für sie viel einfacher zu ertragen. »Möchtest du vielleicht wissen, wie es Patrick geht?«

Kevin zuckte mit der Schulter. Hätte er sich nicht dazu aufgegrafft, hochzusehen und auf eine Antwort zu warten, hätte sie ihm eine geknallt. Da war sich Maddy sicher.

»Es geht ihm ein bisschen besser, aber er muss operiert werden. Danach braucht er ein paar Wochen, um sich zu erholen.«

»Dann übernimmst du solange?«, fragte er mit einem interessierten Funkeln in den Augen. Doch dahinter steckte noch etwas anderes. Eine Drohung? Siegesgewissheit?

»Ich ...« Maddy hielt inne. Ein paar Wochen? Konnte sie Simon und ihre Firma tatsächlich so lange allein lassen?

»Ja«, meinte sie schließlich. »Ich bleibe, solange er mich braucht.«

Kevin zuckte erneut mit der Schulter und verschwand im Hinterzimmer, um nach den Fässern zu sehen.

Obwohl Kevin an der Bar arbeitete, musste Maddy richtig zupacken. Die Kunden verstanden, dass die Küche geschlossen war. Sie hatte ihnen versprochen, sie so bald wie möglich wieder zu öffnen. Ein paar Leute holten sich Fisch und Pommes aus dem Laden an der Ecke und aßen sie zum Bier direkt aus dem Papier. Maddy war froh, dass sie so wenigstens keine Kunden verlor.

Ohne die Kunden, die regelmäßig zum Essen kamen, konnte die Kneipe nicht überleben. Davon abgesehen war sie beeindruckt, wie viel Umsatz ein ganz normaler Donnerstagabend brachte, obwohl die meisten Gäste um zehn Uhr wieder weg waren. So hatten Kevin und Maddy die Gelegenheit, die Gläser einzuräumen und die Regale aufzufüllen.

Bis die Bar schloss, gab es nicht mehr viel zu tun. Außer die Tische abzuwischen und die Stühle hochzustellen, damit sie am nächsten Morgen den Teppich saugen konnte.

Maddy war ziemlich erpicht darauf, sich von Kevins beunruhigender Gegenwart zu befreien. Seit sie allein waren, spürte sie sie mehr und mehr. Sie merkte, dass sie genau darauf achtete, wo er war, und ihm ungerne den Rücken zuwandte.

»Ich mach die Kasse«, sagte sie.

»Nein«, platzte er heraus. »Das mach ich.« Er wurde rot. In seinen Augen stand so etwas wie Wut. Oder Angst.

Sie blinzelte überrascht. »Ich hab dir das angeboten, weil ich mir vorstellen kann, dass du gern nach Hause willst«, entgegnete sie ruhig.

»Das gehört zu meinem Job«, sagte er, und sein Kopf wurde noch röter. »Dafür bin ich verantwortlich. Du bist nicht mein Chef.«

»Nein, ist okay«, gab Maddy mit klopfendem Herzen nach. »Dann mach du das. Ich möchte nur ... Du sperrst auch ab, oder?«

Er nickte knapp. Sie war entlassen.

Maddy stieg die Treppen zu Patricks Wohnung hinauf. Es war fast Mitternacht. Vor weniger als vierundzwanzig Stunden war der Anruf vom Krankenhaus gekommen. Die vergangene Zeit fühlte sich an wie Wochen.

Ach herrje, ihre Mutter! Sie musste sie anrufen.

Als Erstes morgen früh, entschied sie. Soweit sie wusste, hatten sich Patrick und Helen seit ewig und drei Tagen nicht mehr getroffen. Doch es war wichtig, dass ihre Mutter Bescheid wusste.

Ihr eilig gepackter Rucksack lag zusammen mit ihrer Schlafsackrolle oben in dem schmalen Gang. Glücklicherweise hatte sie an den Schlafsack gedacht. Sie war zu müde, nach sauberen Laken zu suchen und sich ein Bett herzurichten. Wenn es in Patricks Haushalt überhaupt so etwas wie saubere Laken gab.

Sie steckte ihren Kopf ins Gästezimmer, wo sie ab und zu

als Studentin geschlafen hatte. Patrick wollte nicht, dass sie spätnachts nach ihrer Schicht allein zu ihrer Bude ging.

Dort stand noch mehr Kram herum als beim letzten Mal. Doch nachdem sie einen Stapel alter Schallplatten und eine Bauchrednerpuppe im Abendanzug weggeräumt hatte, kam ein schmales Einzelbett mit einer nackten Matratze zum Vorschein.

Sie holte sich ein Kissen von dem staubigen alten Sofa im Wohnzimmer. Danach war Maddy kaum noch in der Lage, sich das Gesicht zu waschen und die Zähne zu putzen, bevor sie in ihr provisorisches Bett kroch.

Blöderweise lag sie dann da, schwach vor Müdigkeit, und starrte im Dunkeln an die Decke. Statt Schafe zu zählen, zählte sie alles auf, weswegen sie sich schuldig fühlte.

Sie hatte Patrick lange nicht besucht. Ein offensichtlich großes Vergehen. Dazu kam, dass sie weder ihre Mutter angerufen noch ihre E-Mails gecheckt hatte. Ihr war klar, dass ihr Posteingang voll mit Nachrichten in Sachen Arbeit sein musste, die auf eine effiziente, professionelle Beantwortung warteten.

Das Sorgenkarussell drehte sich munter in ihrem Kopf, bis ihr endlich die Augen zufielen und sie wie eine Ertrinkende in einen tiefen Schlaf sank.

Das Bewusstsein kehrte in kurzen, aufblitzenden Momenten zurück. Wie das Licht eines Leuchtturms, das durch die Dunkelheit schnitt. Momente der Achtsamkeit, abgelöst von Phasen absoluter Furcht. Der rostige Geschmack im Mund kam von einer dicken Flüssigkeit, die ihr übers Gesicht lief. Blut.

Sie starrte in die Schwärze, wartete auf Hilfe – oder auf die Rückkehr ihres Peinigers. Ihr wurde die eisige Kälte bewusst. Sie musste weg oder sie würde sterben. Aufstöhnend bewegte sie sich – und alle anderen Gefühle wurden von einem einzigen, neuen überdeckt. Schmerz.

Maddy schreckte hoch. Das Bett unter ihr bebte. Sie stöhnte laut. Der Albtraum war wieder da, mit einer unglaublichen Intensität und dem ganzen Horror, als ob er nie weg gewesen wäre.

Schnell döste sie wieder ein. Schon nach ein paar Minuten kämpfte sie sich jedoch wieder in den Wachzustand zurück. Aus einem Traum, in dem es um die dunkle Reise hierher, den Abend im Pub sowie Angst und Panik ging, weil sie Patrick nicht erreichen konnte. Gekrönt wurde das Ganze von Kevins wütendem Gesicht, das auf einmal vor ihren Augen erschien und sie endgültig wach machte.

Sie setzte sich auf, schüttelte den Rest des Traums ab, sah auf die Uhr und legte sich wieder hin. Eine Welle der Erschöpfung riss sie endlich in eine traumlose Schwärze.